Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 44

Artikel: Die Jugendkönigin [Fortsetzung]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648677

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 31. Oktober 1936

Dem Lichte zu. Von Jacob Hess.

(Zu Allerseelen.)

Raschelndwelkes Buchenlaub,
Deck' einst meinen Erdenstaub,
Fichtennadeln, hüllt mich ein,
Einsam soll mein Ruhbett sein.

Amselfußgetrippel stört
Nicht den Geist, der Ew'ges hört;
Mir zu Füßen tritt das Reh
Leichte Spur im Winterschnee.

Hoch in Wimpfeln saust der Sturm,
Friedsam nagt im Sarg der Wurm;
Eichenwurzeln, zäh und stark,
Saugen sacht mein Lebensmark.

Aus den Wurzeln steigt's hinauf,
Kreist mit neuem Jahreslauf;
Also drängt aus Grabesruh
Selbst mein Staub dem Lichte zu.

Die Jugendkönigin. Novelle von Jakob Boßhart.

3

Der Vorschlag, ihr in der Mühle einen Platz zu verschaffen, war ihr besonders angenehm und weckte in ihr eine lange Reihe sonnig-heiterer Vorstellungen: das schöne saubere Haus mit den alten, kunstvoll geschnitzten Möbeln, den breiten Treppen und Gängen, in denen die Schritte feierlich hallten, den glänzenden Messingbeschlägen an Türen und Kästen; das Kommen und Gehen der Bauern, die ihr Korn zum Mahlen brachten oder ihr Mehl abholten; der Geflügelhof mit seinen Enten, Gänsen, Truthähnen und Hühnern und seinem lustigen Durcheinander von Stimmen; die vier Pferde im Stall, mit denen man Sonntags eine Lustfahrt machen konnte, und sie, Adeli, Herrin all dieser Herrlichkeiten! Sie folgte mehr ihren Phantasiegebilden, als daß sie Wilhelms Worten lauschte, und hatte eine so süße Stunde noch nie erlebt, sie sah alle ihre Zukunftsträume so nah, daß sie sie mit den Händen hätte greifen können, wenn sie es für zeitgemäß gehalten hätte.

Da raunte Wilhelms Stimme ihr ganz nah ins Ohr: „Darf ich dir einen Kuß geben?"

Die kindliche Träumerin war über diese Frage nicht erstaunt, es mußte ja genau so kommen, wenn sie einmal Müllerin werden sollte, aber wie ungeschickt er war!

„Du bist ein dummer Junge", entgegnete sie, „wenn du so fragst, muß ich ja ‚nein' sagen."

Er hatte die richtige Auffassung, daß dieses „nein" „ja" bedeute, und wollte sich gleich ans Werk machen; aber in diesem Augenblick tönte es aus einem Fenster der Mühle scharf in die Nacht heraus: „Wilhelm, wo steckst du denn noch? Ich hörte dich schon vor einer Ewigkeit die Gasse heraufkommen!"

„Ich sitze noch ein wenig hier, Mutter", antwortete Wilhelm, der froh war, daß das Dach der Sägerei sein Dunkel über ihn und Adeli warf. Er hatte einen Höllenrespekt vor seiner Mutter, die ein strenges Regiment führte, und, ohne weiter gefragt worden zu sein, fügte er seiner Auskunft noch die Ergänzung bei: „Ich lerne noch an meiner Rolle, ich hab' sie noch nicht ganz los!"

Das Wort verfehlte seine Wirkung und reizte den Mißmut der Müllerin erst recht. Da sehe man, wozu diese Jugendfeste führten, die jetzt so in die Mode kämen, rief sie so laut in die Nacht, als gelte es dem ganzen Lande, aus halbwüchsigen Kindern machten sie Nachtschwärmer und Lumpengesindel. Wilhelm solle sofort hereinkommen.

Der Bursche wagte nicht zu trotzen, aber seine Lust wollte er doch noch haben. Er zog Adeli rasch an sich, und drückte seine Lippen auf die ihrigen. Sie ließ es über sich ergehen, ohne den Druck zu erwidern; als er sie aber los ließ und sich zum Gehen wandte, sagte sie mit spitzigem Ton: „So, kannst du jetzt deine Rolle?" Das Wort traf ihn, er wollte sie nochmals umarmen in der Meinung, die Sache so wieder gutzumachen, sie aber war aufgesprungen und wehrte ihm. Da ging er wie ein geschlagener Pudel davon. Sie sah ihm nach, bis er um die Ecke war, horchte auf die Haustüre, die dumpf hinter ihm zuschlug, und auf den lauten Empfang, der ihm drinnen zuteil wurde. Dann setzte sie sich wieder auf den Sägeblock und überlegte, was

denn nun vorgefallen sei. Sie war böse auf Wilhelm, es kam ihr vor, er habe an ihr Verrat geübt. „Nun bin ich Müllerin gewesen und du hast mich zum ersten- und letztenmal geküßt, du dummer Junge!" Bei dem Gedanken, daß er nun drinnen ausgezankt würde, wollte sie lachen, aber es war ihr eher ums Weinen, der Traum ihrer Kindheit war gestört. Nicht daß sie je ernstlich an die Möglichkeit geglaubt hätte, von Wilhelm in die Mühle geholt zu werden, es war ja alles nicht viel mehr als versonnene Kurzweil und Traumwerk gewesen. Aber sie hatten so süß geschmeckt, diese Träume, kindlichen Pläne und Erlösungsgedanken! Darum ließen sie nun beim Schwinden einen Stachel zurück.

Wie klein war ihr der große Junge vorhin erschienen, und sie war dumm genug gewesen, ihn fast für einen Mann zu halten!

„Ich hab' mich von dem Feigling küssen lassen", dachte sie und fuhr sich mit der Hand über die Lippen, „und ich lieb' ihn ja doch gar nicht! Nein, kein bißchen!"

Damit hatte sie wohl recht. Bei Kindern, die miteinander aufwachsen, sich täglich sehen und sprechen, kommt es selten zu rechter Leidenschaft, es bleibt meistens bei einer Art Freundschaft, einem Sichleidenmögen, das freilich mit der Liebe verwechselt werden kann; wahre Leidenschaft dagegen überfällt am ehesten Fremde, oder solche, die sich durch längere Trennung wieder fremd geworden sind.

So war denn auch Adeli, als sie endlich zur Lore hinaufstieg, mehr ärgerlich als unglücklich, und von dem boshaften Verlangen erfüllt, es ihm tüchtig heimzuzahlen. Sie nahm sich vor, bis zum Jugendfest kein Wort mehr mit ihm zu sprechen, er sollte merken, daß sie sich ihm nicht an den Hals werfen wolle. Als sie aber in das dumpfe Vaterhaus trat, und ihr die drückende Luft und der widrige Oelgeruch entgegenkam, nahmen ihre Gedanken eine ernstere Richtung, hier stand wirklich eine Lebensnot vor ihr und schnürte ihr die Kehle zu. Sie konnte trotz ihrer Erschöpfung lange nicht schlafen und nahm endlich, da nichts anderes helfen wollte, ihre Zuflucht wieder zum Mühletraum, an dem sie schon so oft eingeschlafen war. Und es geriet ihr auch diesmal.

Als sie wieder erwachte, schien ihr die helle Frühlingssonne aufs Bett, und der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf ging, war: „Morgen ist Jugendfest, wie bald es doch da war! Heut will ich es voraus genießen und froh und guter Dinge sein, es komme, was mag!"

Tapfer stand sie den ganzen Tag an der Maschine und trällerte ihr Liedchen vor sich hin oder wiederholte in Gedanken ihre Rolle. Wenn Mathilde sie bei der Arbeit ablösen wollte, setzte sie sich wie ein junger Kampfhahn zur Wehre und ließ es einmal sogar zu einem Handgemenge kommen, in dem Mathilde als die stärkere ihren alten Arbeitsplatz zurückeroberte. Adeli jedoch sann auf Schelmerei und es ging nicht lange, da flog ihr ein rettender Gedanke zu. Während die Schwester ahnungslos ihre Arbeit verrichtete, holte sie ein scharfes Messer aus der Schublade, näherte sich unbefangen dem Stuhle und schob plötzlich die Klinge senkrecht zwischen eine Rolle und den Treibriemen hinein. Das Messer wurde von dem Getriebe mitgerissen und schon war das Gewollte geschehen: ein Knacken, das den ganzen Stuhl erschütterte, und der Riemen lag entzweigeschnitten am Boden, die Häspel und Spulen rasselten erlahmend noch ein Weilchen weiter und standen dann still.

„Um Himmels willen, was hast du gemacht?" rief Mathilde, zu Tod erschreckt. Auch Adeli war im ersten Augenblick über ihre Keckheit verblüfft, fand sich aber bald mit der Sachlage ab und fiel der Schwester um den Hals: „Ich bin eine Mörderin, ich habe dem Ungeheuer die Kehle durchschnitten. Nun mag es schnarren, wenn es kann!" Sie lachte dabei hell auf, und als sie gar der Maschine eine drollige Strafpredigt hielt und sie für ihr langjähriges Mißverhalten mit dem zerschnittenen Riemen tüchtig auspeitschte, da mußte auch die ernste Mathilde lachen, und so geschah das Wunder, daß auf der Lore zwei Mädchen vor einem Seidenwindstuhl ein paarmal auf und ab tanzten und sich vor Uebermut und Lachen wanden.

„Aber der Vater?" sagte endlich Mathilde, wieder nüchtern geworden.

„Bah, wir sagen ihm, das Leder sei entzwei gegangen und damit Punktum! Damit er die Uebeltat nicht merkt, trag' ich den Riemen gleich zum Sattler."

Sprach's, wickelte ihre Sünde in eine Zeitung ein, machte der zu Schaden gekommenen Maschine noch eine lange Nase und huschte zur Stube und zum Haus hinaus. Dem Sattler gab sie zu verstehen, es habe mit dem Flicken keine Eile, und wenn es sich nachher herausstelle, daß der Riemen für seinen Zweck zu kurz geworden, so habe auch das nichts auf sich, man könne ihm zum Wachsen Zeit lassen.

Als sie in der Dämmerung nach Hause zurückkehrte, stieß sie vor der Haustüre zu ihrem Schrecken auf den Vater. „Woher kommst du?" fragte er. Adeli war auf diese Begegnung nicht gefaßt und wurde verlegen. Mißtrauisch geworden, wiederholte der Bauer seine Frage und nun rückte sie heraus; sie habe den Treibriemen zum Sattler getragen.

„Was?"

„Der Treibriemen ist zerrissen!" entgegnete sie mit jener Keckheit, hinter der Kinder etwa die Verlegenheit verstecken wollen.

„Dummes Zeug! So ein Riemen reißt doch nicht!"

„Er ist aber entzwei!"

Er schüttelte den Kopf und trat, Unrat witternd, in die Stube, um nachzusehen. Mathilde zündete eben die Lampe an und schrak, als er die Türe aufstieß, so zusammen, daß er ihr das schlechte Gewissen gleich ansah.

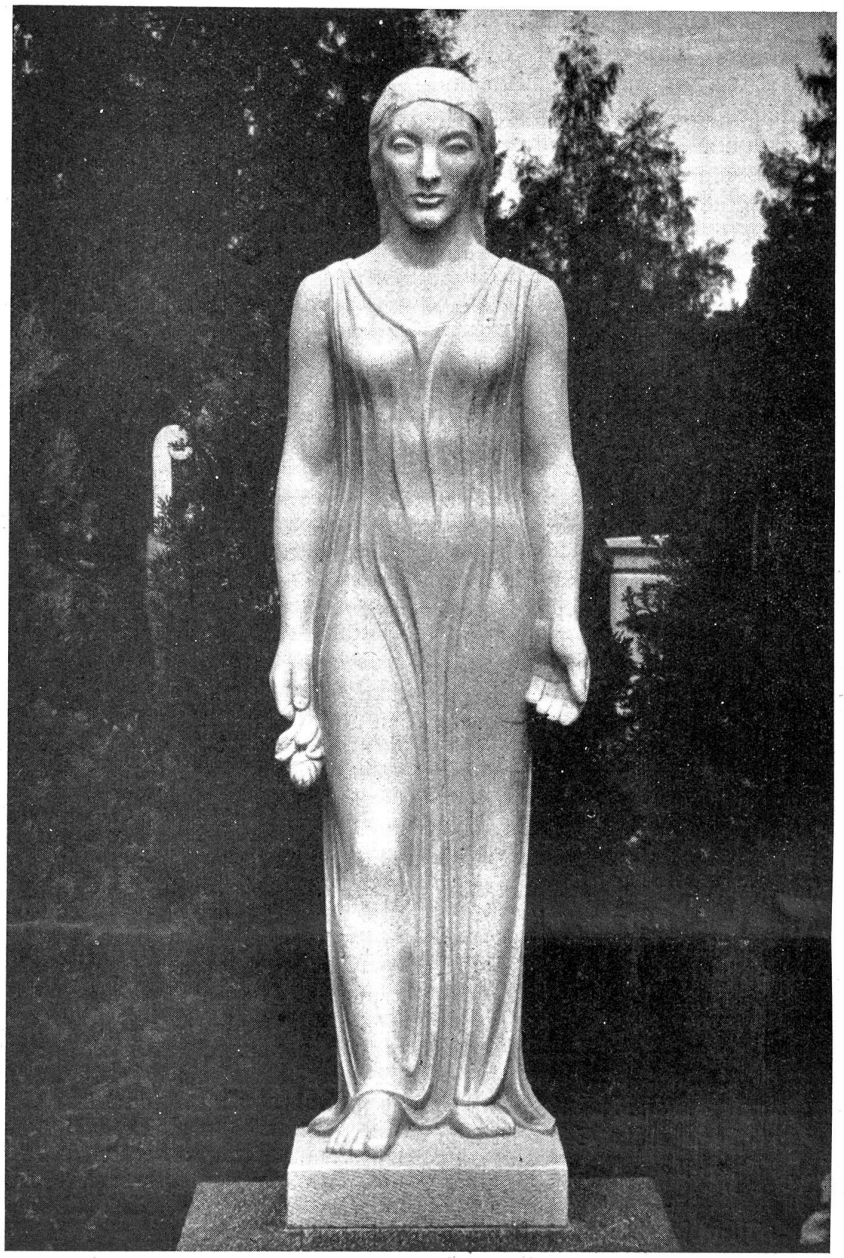
„Was habt ihr mit dem Riemen gemacht?" forschte er in barschem Ton und mit lauernden Augen.

„Es ist mir damit ein Unglück begegnet", erwiderte Mathilde unsicher.

„Nein, mir!" fiel Adeli ein.

„Aha, also euch beiden ist das Unglück passiert! Ich will euch gleich sagen, wie! Ihr habt den Riemen zerschnitten, um faulenzen zu können. Ist's so oder nicht? Oh, ihr Lumpenpack! Ihr Gesindel!"

Und nun fing er an zu rechnen, blitzschnell ging das vor sich: es muß ein neuer Riemen her, der mag seine fünf Franken kosten! Bis er da ist, wird kein Rappen verdient, macht wieder fünf Franken, zusammen mindestens zehn Fran-



Max Fueters Grabfigur.

Mit Grabrede und Grabstein gilt es meist noch ein letztes Mal das Leben zu heiligen. Das gesprochene Wort beschwört Lebensepochen und Lebensinhalte des Abschiednehmenden nochmals herauf; der Gedenkstein aber trägt nicht die einzelnen Prägungen vereinzelten Lebens, sondern den Gesamtgedanken lichten irdischen Vorüberschreitens. Das Leben einer ganzen Menschheit vermag im Stein symbolhaft festgehalten werden — ein Erinnerungsbild, eine Mahnung, ein Dank. — Fueters Figur für ein Familiengrab steht als neue Weihe des Bremgarten-Friedhofs und als Träger solcher Aufgabe im Rund dunklen Buschwerks und stiller Bäume. Ihre helle Farbe und die einfachen Linien, scheinbar dahergetragen auf ruhig schwebenden Füssen, geben dem als schöne Einheit vorüberwandelnden Leben verhaltenen Ausdruck. Sie ist der figürliche Mittelpunkt versonnenen Raums, in schlichter Menschengestalt Mittlerin zwischen trauerndem Kreuz und lastendem Granitblock — und damit ein Wahrbild des Lebens an jener Stätte, wo alles Bedrücktsein gemildert werden sollte. ing.

---

ken, und der ganze Schaden wegen Bosheit und Arbeitsscheu und Lumpengesinnung!

Hätten die Mädchen einen Mord begangen, der Alte hätte nicht in größern Zorn geraten können. Er ahnte wohl, daß Adeli die Schelmerei ersonnen, und er drang mit erhobener Hand auf sie ein. Aber Mathilde sprang ihm in den Weg und fing den Streich auf. Er war so heftig, daß sie rückwärts gegen die Maschine taumelte und ein paar Häspel zerbrach. Der Alte flammte darob noch heftiger auf und wuchs fast bis zur Decke hinan, die Mädchen aber

warteten den zweiten Schlag nicht ab, sondern flohen kreischend ins Freie. Der Förster warf ihnen ein paar Flüche nach und überlegte dann, wie er aus der Geschichte mit möglichst wenig Schaden davonkäme. Als sein Sohn, der in der Scheune den Lärm vernommen hatte, hereintrat, war er schon mit sich im Reinen: „Du gehst gleich zum Steffen in der Hintergasse und fragst ihn, ob wir morgen sein Pferd haben könnten, wir holen in der Frühe die neue Maschine. Ein Riemen und ein paar Häspel werden wohl auch gleich zu haben sein. Da sieh, was die Tagediebe angestellt haben! Man hat nichts als Aerger und Verdruß mit den liederlichen Weibsbildern!"

III.

Am Sonntagmorgen lag weißer Nebel über Schönau. Die Kinder, die noch zu wenig Erfahrung hatten, um zu wissen, daß die schönsten Tage oft trübe beginnen, machten ängstliche Gesichter und bangten schon für ihre neuen, buntfarbigen Kleider und die langersehnte Festfreude. Als aber ein Zeichen vom Glockenturm sie zur Sammlung nach dem Kirchplatz rief, drang schon die Sonne mit lachenden Backen durch die Nebelschicht herab. Dann mit einem Schlag prangte das ganze Dorf in Maienlust und Festschmuck, die Nebel waren zerflogen, hatten sich verkrochen oder aufgelöst. Die Dorfstraße wimmelte von Sonntagskleidern und frohmütigen Gesichtern und erklang von hellem Geplauder und fröhlichem Lachen. Drei Böllerschüsse gaben das Zeichen, daß der festliche Umzug nun seinen Anfang nehme. Voran schritt eine Knabenschar in den Landesfarben, weiß und blau, mit künstlichen Schnurrbärten an den jungen Lippen, mit Zöpfen im Nacken und langen Spießen auf den Schultern. Zwei kleine Trommler rührten ihre Schlägel ernst wie Männer und versetzten alle in gleichmäßige Bewegung. Im Schutze dieser kriegerischen Truppe folgten Gruppen von Mädchen und Knaben, die die vier Jahreszeiten darstellten, bunte Blumen des Frühlings, Primeln, Maiglöckchen, Veilchen, Tulpen, Narzissen und Hyazinthen, leichte Schmetterlinge in allen Regenbogenfarben, schwerleibige Käfer und schillernde Libellen, gravitätische Störche und flinke Schwalben. Dahinter der Sommer, ein Völklein schmucker Schnitter, mit Aehren und blauen Blumen im Haar, mit Sicheln und zierlichen Garben in den Händen. Mit ihnen wetteiferten an Anmut die Winzer und Winzerinnen, alle mit Weinlaub bekränzt und mit dem Gerät des Herbstes, kleinen Kufen und Tansen und Hackenmessern ausgerüstet. Mit der lustigen Farbigkeit der drei ersten Gruppen kontrastierten die Schneemänner und Eiszapfen, welche den Winter veranschaulichten und Gefahr liefen, unter dem hellen Sonnenglanz in Wasser und Schaum zu zerfließen. Hinter den Jahreszeiten, die in ihrem buntwechselnden Zug die Zeit, den alles Leben, Sein und Geschehen tragenden Strom vorstellten, folgte das Heer der Jugend, zwanglose Gruppen von Knaben und Mädchen, in die schmucken Trachten gekleidet, die in den verschiedenen Tälern des Landes heimisch sind oder waren, so daß an diesem Tage das ganze Schweizervolk in seinen lieblichsten kleinen Vertretern voll Gesundheit und Lebenslust durch Schönau zog. Mitten in dem Getriebe ritt auf einem Schimmel, an Schönheit und Glanz alles überstrahlend, die Jugendkönigin, und ihr zur Seite auf einem Rappen, in Eisenrüstung und Helm, der König und Feldherr dieser unkriegerischen Scharen, Wilhelm.

Um die Anmut und Frische der Jugend durch ihr Gegenteil schärfer hervorzuheben, folgte, auf einem Esel reitend, das Alter, ein graues, zusammengebogenes Männlein, das mit der einen Hand schlotterig das Reittier leitete und in der andern einen Kranz vertrockneter Blumen wie ein Büschel welker Hoffnungen trug. Dicht hinterher, an der Sense erkenntlich und vom Totengräber begleitet, schritt der Tod, eine nervige, unheimliche Reckengestalt. Das hatte der Pfarrer des Dorfes, allem Brauche zuwider, durchgesetzt, damit neben der Freude und Hoffnung, dem Werden, Wachsen und Aufblühen auch die Kehrseite des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen zu Nutz und Frommen nachdenklicher Pfarrkinder dem Auge vorgeführt werde. Den Schluß des Ganzen bildete ein Harst Armbrustschützen. In ihrer Mitte schritten drei Pfeifer, die bliesen grelle Marschweisen aus ihren Instrumenten und riefen die Leute, die sich etwa in den Häusern verspätet hatten, gebieterisch auf die Gasse. (Fortsetzung folgt.)

Die Flamme. — Zum Fest der Toten. Skizze von Irmela Linberg.

Auf dem entlegenen Friedhof, der hoch über der geduckten Industriestadt aufragt, ist es nun wieder feiertäglich still. Das dumpfe Tuten der Dampfsirenen klingt fremd, verhalten und wie aus einem Jenseits kommend hierher.

Auch im Herbst, als die kleinen Birken an den Gräbern gelbe Schleier umgehängt hatten, und um die Wintersonnenwende, als die Landschaft in Schnee gehüllt war, stand ich oft allein hier oben. Nach dem großen Grubenunglück im Januar jedoch, dem acht Bergleute zum Opfer gefallen waren, sah man einige Wochen lang viele dunkle Gestalten stumm und gebeugt an der langen Reihe der frischen Gräber stehen oder kauern. Später wurden es weniger. Und dann, als der frühe Märzwind über die Höhen sang, und den Duft aufbrechender Erde mit sich führte, stand nur noch vor dem einen der bereits leicht ins Graue verfärbten Hügel eine einsame Frau. Täglich verweilte sie dort mit ihrem zeitlosen zerfurchten Gesicht, ihren verarbeiteten, ineinandergekrampften Händen, ihrem vom Winde zerwehten Haar. Da stand sie wie versteint, eine zu Erz gewordene Frage: „Warum?"

An einem trüben, von weichem Regen durchrieselten Sonntage war ich wieder hinaufgekommen. Der Fernblick war verhüllt. Doch an den knospenden Zweigen hingen Tausende von Tropfen gleich aufgereihten Perlen, bereit, vor dem ersten Strahl der noch verborgenen Sonne demütig herabzufallen. Die Frau war auch heute hier oben. Sie stand vor dem kleinen Grabhügel, dem siebenten in der Reihe, und ihre erloschenen Augen waren, wie immer, ohne alle Hoffnung.

Da stampfte es mit schweren, klatschenden Schritten durch Wasserschnee und breiige Frühlingserde. Ein Mann schritt den schmalen Weg entlang, groß, hager, mit breiten, ein wenig vorgebogenen Schultern, den schwarzen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt. Nun erkannte ich ihn — den alten Musiker unserer Friedhofskapelle, der das Harmonium bedient, oder, wenn der Verstorbene, wie es wohl heißt, erster Klasse in die Ewigkeit geleitet werden soll, auf einem alten Cello von wunderbarem Klang Beethoven oder Schumann vorzutragen weiß.